

# Der gute Kriegermann unseres Herrn Jesu: Franz Josef Rudigier / Von Hermann Bahr

1.

**N**ein Vater war im oberösterreichischen Landtag ein Hauptredner gegen den streitbaren Bischof Rudigier. Wenn dieser in seinem schwellenden, an den Endsilben verweilenden Vorarlberger Ton gegen die neue Schule sprach, wußte man schon, daß der Notar Dr. Moïse Bahr, der Abgeordnete der Stadt Linz, es kaum erwarten konnte, gleich nach ihm aufzuspringen und das Wort zu nehmen, um Satz für Satz, wie er sie sich eifrig notiert hatte, in wohl gefügter, klar gegliederter Rede zu widerlegen. Dem altklugen Knaben, der ich war, wurde so der politische Kampf zur häuslichen Angelegenheit, und er hätte den Bischof hassen mögen, wenn er ihn nicht hätte lieben müssen, von klein auf ja zur Ehrfurcht vor dem geistlichen Oberhaupt erzogen. Früh lernte so das Kind, was wir am schwersten lernen: daß jemand, der nach unserer Überzeugung irrt, dabei dennoch unserer Verehrung würdig bleiben kann. Und es horchte nachdenklich den spöttischen und ärgerlichen Reden über einen Mann, dem dieselben verärgerten Spötter doch eine halb willige Hochachtung nicht versagen konnten, weil er nun einmal im ganzen Land an Geisteskraft und Willensmacht der Erste war. Daß er einst vom Gericht zum Kerker verurteilt, aber am nächsten Tage schon vom Kaiser begnadigt worden und also, obwohl eines Verbrechens schuldig gesprochen, dennoch des Allerhöchsten Schutzes teilhaft geblieben war, mußte das kindliche Gefühl noch mehr verwirren. Es war ausgemacht, daß er unrecht getan, und dennoch behielt er recht. Er brach das Gesetz und war doch fromm. Er hatte gefehlt und sich aber eben dadurch verdient gemacht. Kann man im Rechte sein, wenn man unrecht tut? Oder gibt es über dem Gesetz, das bei Gericht gilt, noch ein zweites, ein höheres, an das sich der Kaiser hielt? Wer die Gnade verdient, warum achtet aber den nicht auch schon das Gesetz? Ist das Gesetz so hinfällig und ungenügend, daß es erst noch der Gnade bedarf, damit nicht eben durch das Gesetz, das doch Unrecht verhüten soll, selbst Unrecht geschieht? Und jene Richter, die den Mann der kaiserlichen Gnade verurteilt und sich mit dieser Gnade einen leisen Tadel des Kaisers zugezogen hatten, waren ja doch aber die Freunde seines guten, rechtschaffenen, wohlgesinnten Vaters! Können also rechte Menschen unrecht tun? Wer bestimmt, was recht ist? Wer weiß, was recht ist? Weiß das nur der Kaiser? Denn die Richter wissen es offenbar nicht, denn der Kaiser hat ja ihnen nicht recht gegeben, und der Kaiser ist sichtlich stärker als sie, denn ihr Spruch gilt seitdem nicht mehr, sondern das Kaiservort gilt, die Gnade kann also mehr als das Gesetz. Das Gesetz weiß nicht, was recht ist, aber die Gnade weiß es. Und der Bischof hat es offenbar auch gewußt, denn er behielt ja recht, selbst gegen das Gesetz. Aber dann hat vielleicht der Vater auch nicht recht, wenn er dem Bischof immer wider-

spricht? Der Vater, der aber doch gewiß in allem recht hat! Denn dies stand dem Knaben über allem fest. Und dies blieb ihm auch jetzt noch fest, als es sonst rings um ihn zu wanken begann. Nur der Vater und der Kaiser blieben ihm noch gewiß, dazwischen aber war ein trüber Raum voll Fragwürdigkeiten. Das Kind ahnte zum erstenmal, daß, wenn zwei Männer einander widersprechen, vielleicht auch beide recht haben können, jeder in seiner Art, jeder von sich aus, und daß, welches von den beiden Rechten das bessere, das wahre, das ewige ist, nicht immer schon hier auf Erden entschieden wird, weshalb man klug tut, mit seinem Rechte nicht gar zu fest aufzutreten, es sei denn, daß man, wie der Bischof offenbar, eine höhere Sicherheit hat. Solche Sicherheit wünschte sich das Kind sehr und dieser Wunsch wich nie mehr von ihm, sein ganzes Leben nicht. Was es auch seitdem begann, immer hat es eigentlich bloß diese letzte Sicherheit gesucht, unter vielen Namen.

Der Vater, jahrelang ein Führer der oberösterreichischen Liberalen, war von seiner Mutter, einer frommen Salzburgerin, in unserem Glauben erzogen worden, dem er denn auch bis in sein Grab treu geblieben ist. Ich weiß noch gut, wie seltsam es mich ergriff, wenn ich als junger Student und wilder Freigeist, so oft ich auf Ferien kam, im Schlafzimmer des Vaters untergebracht, jeden Abend den strengen, hochgewachsenen, langen Mann an seinem Bette niederknien, die Hände falten und das Gebet verrichten sah; damals war mir's halb rührend, halb ärgerlich. Scherz oder gar Spott über Heiliges litt er nicht, er kam an keiner Kirche, keinem Kreuze vorbei, ohne den Hut zu ziehen, und was jemand dem Bruder der Ebner-Eschenbach nachgesagt hat, trifft auch auf meinen Vater zu: auch er betrug sich gegen die heilige Jungfrau stets mit der allergrößten Politesse. Zunächst war seine Religion eigentlich Pietät: er hing seiner Mutter selbst als alter Mann noch mit solcher Zärtlichkeit an, daß, was ihr heilig gewesen, es auch ihm blieb. Von ihren Lehren wich sein Gemüt nicht ab, im Herzen hielt er darum auch seinen Kinderglauben fest, dem er mit dem Kopfe längst aufgesagt hatte. Merkwürdig, mit welcher Unschuld diese braven Mittliberalen Empfindungen gehorchten, die ihnen der Verstand längst aberkannt, und dabei doch in aller Ruhe fortführen, auf eben diesen ohnmächtigen Verstand ihr Leben zu bauen. Ererbte sittliche Zucht war ihnen so zur zweiten Natur geworden, daß sie sie mit der ersten verwechselten. Sie konnten sich allen Erzessen ausschweifenden Vernünftens getrost überlassen, ohne je die Sicherheit ihres Gefühls zu gefährden. Sie glaubten Religion entbehren und durch Menschlichkeit ersetzen zu können und ahnten nicht, daß ihre Menschlichkeit, auf die sie so pochten, zu Fleisch und Blut gewordene Religion war. Sie meinten, sich in allem auf ihren gesunden Menschenverstand verlassen zu können, da doch, was sie so nannten, nur schon fast zum sittlichen Instinkt gewordene Gewohnheit von Jahrhunderten war. Wie sehr sie sich selbst betrogen, merkten sie nicht, oder doch erst an ihren Kindern, die mit geschwächten Instinkten

aufwuchsen; da mochten sie dann freilich oft arg erschrecken. Doch saß ihr Aberglaube an den alleinseligmachenden Verstand zu tief, als daß sie sich noch hätten besinnen können. Auch war ihr eigenes lenkendes Gefühl zu stark, als daß sie sich (wie später ihre Kinder: um nicht haltlos zu versinken) hätten besinnen müssen. Und bei der größten inneren Rechtlichkeit wußten sie sich in Widersprüchen zwischen Verstand und Gefühl ja mit einer Unbefangenheit abzufinden, die wir argwöhnischen Menschen von heute, die sich selber nicht so leicht glauben, kaum mehr begreifen können. In meines Vaters Tagebuch ist eine seltsame Stelle; er schrieb sie bei der Nachricht vom Tode seiner Mutter. Indem er sich ganz seinem kindlichen Schmerz überläßt, ziehen an seinem inneren Auge da noch einmal alle hohen Tugenden der Verklärten vorüber, und er fährt dann fort: 'Sie starb sanft und leicht, ohne Kampf und ohne Schmerz — den Tod der Gerechten! Sie kam auch direkt, wenn es einen gibt, in den Himmel, den sie sich durch ihre Opferwilligkeit, Güte und Sorgsamkeit und so manche bittere Leiden auf Erden verdient hat.' Und dann sucht er Trost, indem er sich selbst zur 'Ergebung in Gottes weises Walten' mahnt. Fast wundert man sich, daß hier der Zusatz fehlt: Wenn es einen gibt! So fast automatisch hat sich damals Vernunftstolz selbst in den echtsten Schmerz gemischt, und man weiß nicht recht, ob man mehr über seine Verwegenheit oder seine Schwäche staunen soll. Er redet in alles drein, aber das genügt ihm; auszurichten vermag er nichts. Der Verstand macht seinen Vorbehalt und läßt dann das Gefühl ungestört. Die ganze Bildung, mit der jene Zeit so prahlt, beschränkt sich auf einen Zusatz. Sie gefällt sich in kritischen Anmerkungen zum Leben und läßt es übrigens ungeschoren. Man war denkend und redend 'aufgeklärt' und blieb aber handelnd stockkatholisch. Und wurde der Widerspruch doch einmal unbequem, so half man sich mit der Ausrede, ja nicht ungläubig, sondern nur unkirchlich zu sein, und 'eben aus Religion' sich zu keiner zu bekennen. Die wunderliche Mischung von angestammter alter Frömmigkeit mit der hochtrabenden Zweifelsucht der neuen Zeit ergab eine besondere Sorte von Katholiken, nämlich die es auf eigene Faust sein wollten und gar nicht merkten, daß dies doch dem tiefsten katholischen Sinn widerspricht, oder, wenn sie es merkten, in der Beschämung, im Zorne, in der Verlegenheit darüber auf die Kirche loschlügen. Die Kirche war ihnen immer an allem schuld! Und was sollte die Kirche denn überhaupt auch noch, da der Mensch doch jetzt so weit ist, daß sich jeder seine Religion selber macht? Wer unter ihnen darauf hielt, gerecht zu wägen, gestand ihr allenfalls eine gewisse Bedeutung für die Vergangenheit zu, sie mochte die ersten Schritte der kindlich unsicheren Menschheit lenken, an ihrer Hand hat der Mensch gehen gelernt, aber seit er es kann, braucht er sie nicht mehr, er ist mündig, sie hilft ihm nicht mehr, er ist ihr entwachsen, sie hemmt ihn jetzt nur, er kommt ohne sie weiter, und schneller, sie hat keinen Sinn mehr. So groß war das ungemessene Zutrauen dieser Zeit zur eigenen

Kraft, daß selbst die friedfertigsten ihrer Kinder sich einer leisen Ungeduld mit der starren Kirche nicht erwehren konnten. Auch mein Vater, durchaus nicht zänkisch, sondern versöhnlich gesinnt, glaubte doch, wenn es gegen den Bischof ging, nur das gute Recht der Gegenwart gegen Anmaßungen einer abgetanen Zeit zu führen. Der Gegensatz war damit auf eine so bequeme Formel gebracht, daß ich jahrelang gebraucht habe, bis mir einfiel, mich einmal zu fragen, ob es nicht doch vielleicht auch umgekehrt sein könnte, und die Partei meines Vaters vielleicht nur ein Überrest des 18. Jahrhunderts, ein Nachhall und Ausklang, ein Ende, gerade der Bischof aber vielleicht ein Anfang, ein Vorwort, und das erste Zeichen der Zukunft. Jahre sind seitdem vergangen und schon die zweite Generation wächst im stillen heran, die Hand zur Tat erhebend.

Es waren fast lauter Doktoren, die damals, vom Ende der Sechzigerjahre an, das Bauernland Oberösterreich beherrschten. Sie kamen aus dem kleinen Bürgertum. Der Großvater war meist noch Knecht auf dem Land gewesen, allenfalls Kutscher oder Lakai bei der Herrschaft, der Vater zog ins Städtchen, als Handwerker, Krämer, Hausmeister, heiratete vielleicht gar in den 'schwarzen Bären' oder ins 'goldene Horn' und sparte sich's vom Mund ab, den Sohn studieren zu lassen, der sich nun durchzuhungern, durchzubetteln, durchzudienern hatte, Koststudent, Hauslehrer, Hofmeister, aber mit dem einen Trost im Elend, früher oder später schließlich doch einmal in ein Amt zu kommen, und da war er ja dann versorgt und hatte noch dazu Teil an der Staatsgewalt. Auch war ein 'Studierter' damals ein höheres Wesen, nicht bloß nach unten hin, sondern auch nach oben. Ohne jenes blinde Vertrauen ihrer Zeit zur Kraft des Wissens hätten die Hungerleider kaum durchgehalten. Aber es galt ihnen für ausgemacht, daß Bildung Wunder tut. Sie zweifelten nicht, daß der Mensch alles erlernen kann. Alles ist in Büchern zu finden. Wer aber etwas gelernt hat, dem kann es dann nicht fehlen. Denn Wissen ist Macht, und Bildung bringt Wohlhabenheit, alle bürgerlichen Ehren und das Glück eines wohlklingenden Lebens. Dies glaubten sie, und man glaubte es ihnen.

Aber die Bildung, deren sich die jungen Leute rühmten, war nicht weit her. Von Kant, Herder, Goethe, Schiller und der Romantik kannten sie die Namen und Zitate. Sie lasen, in Auszügen, die einer vom anderen abschrieb, Heine, der ihr Dichter, Gutzkow, der ihr Philosoph war, und mit Leidenschaft Anastasius Grün, gelegentlich auch in Rottecks Staatslexikon und Schlossers Weltgeschichte, hauptsächlich aber die Zeitung und Theaterstücke. Das einzige, was sie wirklich gelernt hatten, war Latein und das römische Recht. Sie lasen noch als alte Herren geläufig Horaz und Cicero, wußten in den punischen Kriegen Bescheid und blieben in den Pandekten fest. Das finstere Mittelalter verachteten sie zu sehr, um es kennen zu lernen, von der Blüte der österreichischen Kultur im siebzehnten Jahrhundert wußten sie nichts, dafür aber alle Daten der großen Revolution, mit der für sie die Menschheit erwacht und die Morgenröte der



ewigen Glückseligkeit auf Erden angebrochen war. Gedankenlos nachbetender Respekt vor dem (noch dazu ganz grob aufgefaßten) klassischen Altertum, unwissende Verachtung der siebenzehn christlichen Jahrhunderte und eine kindische Begeisterung für die Gebärden der Revolution, das war der Inhalt dieser Bildung, die nun alle Vergangenheit vor ihr Gericht lud. Ordnung in ihren angelesenen Gedanken zu machen oder auch nur einen ihrer Gedanken einmal auszudenken, bis ans Ende durchzudenken, fiel den guten Jungen nicht ein. Sie hielten sich dreist an das Gefühl, daß man im Westen schon viel weiter, daß dort das Heil der Welt, und daß es höchste Zeit für Osterreich war, nachzulaufen. In Deutschland stieß dieselbe Stimmung doch auf den Widerstand einer urwüchsigen Überlieferung, dort wirkte die wesenhafte Gesinnung Justus Mörsers, Arndts, des Freiherrn vom Stein, der Brüder Grimm und einer ganzen Reihe eingewurzelter, standhafter Männer noch nach und allem bloßen Gaukeln und Irrlichteln entgegen. Osterreich aber war schon unter Kaiser Joseph aus seiner Idee kopfüber ins Unwesen gesprungen, seinem Bürgertum fehlte jede Zucht, es erwachte gleich jakobinisch. Der Jakobiner versucht, den Begriff produktiv zu machen; das von der Welt Abgezogene soll nun selber eine Welt zeugen. Das ist nur möglich, wenn hinter dem Begriff ein Wille steckt; es kann nur gelingen, wenn der Begriff bloß vorgeschoben wird. Durch den Begriff gedeckt ist es dann der Wille, der hinten schafft, was in der Vorderansicht ein Geschöpf des Begriffs scheint. Dazu gehört aber, daß die Begriffe wirklich bloß als Deckungen benützt werden und selbst nichts sein wollen. Unser Liberalismus verdankt seinen Sieg nur der österreichischen Begabung, alle Denkmoden äußerlich anzunehmen, aber keine jemals ins Innere zuzulassen: daß sich hinter ihm jeder Wille verstecken konnte, hat ihn populär gemacht. Er war niemals eine Weltanschauung, er wurde nur eben dadurch der allgemeine Sprachgebrauch; er trug Ideen bloß zur Schau, dahinter trieb jeder sein eigenes Geschäft. Nur so konnte jenes merkwürdige Bündnis von Widersprüchen entstehen, das Josephinismus heißt.

Alles, was nach Macht strebt im Lande, verbündet sich zum Josephinismus: der Ehrgeiz des Regenten, die Begierde des wachsenden Bürgertums und die List der eben entstehenden Bürokratie. Dem Regenten zittert noch die Gefahr in den Gliedern, die seinem Hause vom Preußenkönig gedroht hatte. Da war es zum ersten Male irre geworden an dem fast erhabenen Leichtsinne, mit dem es sich sonst immer in seiner Idee sicher gefühlt hatte. Es glaubte so fest an sich, es stand seit Jahrhunderten so sichtlich in Gottes Schutz, es blieb seiner Sendung, seiner Bestimmung, seiner inneren Führung in allen äußeren Wechsellern so gewiß, es konnte sich so ruhig auf die Gnade verlassen, das Wunder stand ihm so treu bei, ja seine ganze Geschichte schien so sehr ein einziges und gerade, wenn die Not am höchsten, immer neue Blüten treibendes, die schönsten Früchte tragendes Wunder, daß man ihm nicht verdenken kann, wenn es, im tiefen

Gefühl dieser Geborgenheit, alle Vorsorge menschlicher Weisheit eitel, ja vielleicht eher herausfordernden Fürwitz und jedenfalls bei so hoher und untrüglicher innerer Kraft äußere Macht entbehrlich fand. Dann aber kam der arge Tag, wo die junge Kaiserin, des letzten Habsburgers Kind, ganz allein vor der verschworenen Welt stand: „ohne Geld, ohne Truppen und ohne Rat“. Sie verzagte nicht, sie hatte den alten Glauben noch, und er bewährte sich, zur Stunde traf das österreichische Wunder wieder ein. Ihr Sohn aber mochte denken, daß es doch vielleicht nicht schaden könnte, lieber dem preußischen Beispiel zu folgen und zum inneren Recht auch noch nach äußerer Macht zu trachten; nach Waffen, Geld und Menschen. Er hatte jenen tiefen Glauben an Osterreich nicht mehr, nur der Mächtige schien ihm stark. Er begegnete darin dem jungen Bürgertum, das emporringt, sich die Kraft zutraut, den Adel zu verdrängen, und daraus auf ein Recht schließt, die Staatsordnung nach seinen Wünschen umzuformen, aber sich nicht verhehlen kann, daß ihm dazu weder jene Kraft noch dieses Recht verhilft, so lange es ihm an äußerer Macht fehlt. Nach Macht also drängt das anschwappende Bürgertum, wie der Kaiser nach Macht drängt, und nach Macht drängt auch die jetzt eben erst emporkommende Schar der Staatsdiener, des Bürgertums verkappte Vorhut, von ihm auf Kundschaft und zum Mürren vorgeschickt, eine neue Kaste von Zukäufem aus allen Klassen, die den Unverstand, die Schwäche, den Leichtsinne eines ratlosen Adels benützt, um, zunächst noch als sein Lakai maskiert, alles zersetzend, auflösend, verreibend, in dem Brei dann nach Macht zu fischen. Machtwille lenkt alle drei Gruppen, jede will zur Macht, Macht meint ihr Ruf nach Freiheit, von dem die Welt erschallt. Und alle Mißbegünstigten, Enterbten, Heimatlosen, Ausgestoßenen, nach Veränderung Lüfternen, die nichts zu verlieren, alles zu gewinnen haben, stimmen im Chor ein. Daß jeder nur sich will, daß, wenn sie heute siegen, morgen jeder den anderen anfällt, daß sie die Beute nicht teilen können, weil es allen doch um den Alleinbesitz der ganzen Macht geht, läßt die Berauschten ihr Launel nicht merken. Jede der drei Gruppen will nur erst einmal zur Macht, der unbequemen Gefährten wird sie sich dann schon irgendwie durch Betrug oder Berrat entledigen. Auch ist ja, wenn sich doch einmal unter ihnen Mißtrauen gegeneinander regt, ein guter Ableiter da: der gemeinsame Haß gegen die Kirche. Denn in ihrer Eier nach äußerer Macht, die allein ihnen alles Leben zu verbürgen, allein über alles Geschehen zu entscheiden scheint (ein Mißverständnis, dem sich eben jetzt unsere Epoche wieder nähert), stoßen sie plötzlich auf einen unvermuteten Widerstand, den Glauben, ein Wesen höherer Art, das äußere Macht weder braucht noch scheut, ja mit ihr eigentlich gar nichts anzufangen weiß, das aller äußeren Macht spottet, ja das unfähig ist, zur äußeren Macht welches Verhältnis immer einzugehen. Sie müssen hassen, was durch seine bloße Gegenwart schon sie zuschanden macht. Denn Glaube gehört seinem Wesen nach einer Region an, in der die Macht ohnmächtig wird. Und sie kommt doch überhaupt erfüllten Menschen nicht bei,

weshalb sie denn diese vor allem innerlich auszupumpen sucht. Sind sie nur erst entleert, dann hat sie gewonnen. Jeder Kampf um äußere Macht ist ein Kampf gegen den Geist; die Kirche mußte den Ungeist gegen sich erbittern. Um freilich die schnaubende Wut, die Raserei, die Trunkenheit, mit der sie sich jauchzend in die Flammen dieser Erbitterung warfen, ganz begreifen zu können, muß man sich erinnern, daß ja Glaubenshaß auch ein geschlechtliches Stimulans ist, ein flagellierender, erigierender Reiz der sinnlichen Lust. Nicht bloß des ‚göttlichen‘ Marquis Justin und Juliette, denen der bloße Name Gottes schon ‚das Blut kochend macht‘ und die Brunst stets mit Lästerungen, Schmähungen und Verhöhnungen des Erlösers geheißt wird, beweisen das. Der Josephinismus war ein Sinnesrausch der Verstandesmenschen; er hat auch das Pedantische, das Maniakalen eigen ist. Und er hat ein unsittliches Pathos, das an sich, als Schauspiel, prachtvoll ist, gerade wie sein Werk, bloß als Leistung angesehen, zur Bewunderung zwingt. Niemals hat sich der Ungeist mächtiger, niemals Verneinung so fast fruchtbar, niemals Willkür so täuschend der Ordnung gleich gezeigt. Es gelang ihm, den Glauben abzuschaffen. Ja noch mehr: es gelang ihm, dem Glauben eine Frage unterzuschleiben und diese für den vertriebenen Glauben auszugeben, so daß sich an ihr, an diesem vermeintlichen Glauben, immer wieder neuer Haß auch in redlichen, sehnsüchtigen, zum Glauben bereiten Gemütern entzünden mußte. Er ließ unter dem Namen der Kirche ein Unwesen bestehen, das gerade jeden kirchlichen Sinn abgeschreckt hat, der sich denn, ein halbes Jahrhundert lang, verloren sah.

Der Josephinismus verdankt seinen Erfolg einer List: er gab seinen Glaubenshaß noch für Glaubenseifer aus, er gestand nicht ein, daß es gegen den Glauben, er beteuerte, daß es um den wahren Glauben ging. Indem er die Kirche knechtete, rief er den heiligen Namen der Freiheit an, indem er sie zerbrach, gab er sie zu reinigen vor, und nachdem er sie geköpft und entseelt, wies er auf den verwesenen Leichnam hin: Seht die Kirche! So kam es zu dem wilden Kirchenhaß, der drei Generationen Osterreichs, und bis tief in die vierte hinein, betört hat. Sie meinten, die katholische Kirche zu hassen, und es gab doch in Osterreich längst schon keine mehr. Was so hieß, war bloß eine mit Moralin angestrichene Strafanstalt, die freilich den Zorn jedes gläubigen Gemüts redlich verdiente. Die katholische Kirche glommt in unseren Landen nur noch unterirdisch fort, von unverzagten Priestern und getreuen Bauern stumm dem Volke bewahrt.

Schon mit dem Placetum regium, dem Vorzeichen des Josephinismus, nimmt sich der Landesfürst das Recht, päpstlichen Bullen und allen Erlässen der Kurie die Kundmachung in seinem Lande nach Willkür zu gewähren oder zu versagen. Damit ist der Papst abgesetzt, er wird dem Landesfürsten untertan, er muß ihn erst ums Wort bitten, wenn er zu seiner Kirche sprechen will. Er darf an österreichische Bischöfe, sie dürfen an ihn nur offen schreiben, jeder Brief von ihm und an ihn geht durch die Staatsbehörde, die nach Willkür ihn zustellt oder aufhält, es ist Kriegszustand.

Kein päpstlicher Legat darf mehr die österreichische Kirche visitieren, kein österreichischer Hirte sich unzensuriert an die Gemeinde wenden, das Papsttum wird auf die herkömmlichen äußeren Ehren und das Recht, die vom Staat ernannten Bischöfe zu bestätigen, reduziert; man läßt sich herab, dem Gefangenen noch ein Kompliment zu machen. Indem der Josephinismus der Kirche den Papst nimmt, reißt er dem katholischen Glauben das Herz aus, der Febronianismus wird erfüllt, die Kirche verstaatlicht, die Lehre Christi durch kaiserliche Verordnungen ersetzt, von der Religion bleibt nur soviel, als die Polizei für ihre Zwecke vorläufig noch nicht entbehren zu können glaubt. Ganz wie Lanjouinais, ein entlaufener Mönch, in seinem Monarque accompli, einer Apotheose des ‚philosophischen Monarchen‘, es verkündet hat: ‚Je mehr sich die Polizei vervollkommenet, desto weniger bedarf es der religiösen Übungen.‘ Das ist der josephinische Begriff von Religion, sie wird zum Trabanten, Zutreiber, Büttel der Polizei, der Priester ein harmlos aussehender Gendarm, die Predigt eine Belehrung in den staatsbürgerlichen Pflichten. Der Prediger sieht sich verhalten, die Vorschriften der hohen Regierung von der Kanzel zu verlesen und seine lieben Christen über Viehseuchen aufzuklären; man hat es nicht gern, wenn er ‚andächtelt‘, und daß er sich das vergehen läßt, dafür sorgen Aufpasser, freiwillige und amtliche. Schon die gute Karoline Pichler klagt, wie sonst im Theater saßen die ‚Aufklärer‘ jetzt in allen Kirchen, um den Prediger zu kritisieren wie sonst den Schauspieler, und die Berichte sind uns erhalten, worin sich die Späher, die die Predigten des heiligen Klemens Hofbauer (übrigens auch die Zacharias Werners) überwachten, der Agent Dhms und der Hofkonzipient von Zettler, höchst unzufrieden über diesen ‚auferstandenen Pater Abraham‘, diesen ‚Prediger für den ganz gemeinen Pöbel‘ und seine ‚sehr gemeine Art zu predigen‘ vernehmen und es an warnenden Bedenken gegen den ‚korrupten, präzipitanten, undeutschen, mitunter unzusammenhängenden und trivialen, fast pöbelhaften Vortrag‘ und die ‚unartigen Gebärden‘ des ‚orthodoxen Eiferers‘ nicht fehlen lassen, den Pius X. am Himmelfahrtstage 1909 zu den Heiligen der Kirche Gottes aufgenommen hat, was seit dem Babenberger Leopold keinem Deutschen Osterreichs mehr widerfahren war. Doch jenen Aufklärern schien aller Glaube ‚gemein‘, für vornehm aber und dem Geschmacke der erleuchteten Zeit gerecht wurde nur der Prediger befunden, der sich in schönen Empfindungen moralisierend und humanisierend erging und durch ein wohlklingendes Lob der hohen Obrigkeit empfahl. Ein enges Netz pedantischer Vorschriften wurde dem Gottesdienst umgeworfen, es war genau bestimmt, wieviel Kerzen brennen durften und wann der Segen mit der Monstranz, wann mit dem Ciborium erteilt werden sollte. Vor ‚Übertreibungen‘ im Sakrament der Buße und des Altars wurde gewarnt, Wallfahrten, Prozessionen, Weihen, Ablässe, der Rosenkranz, die Bestattung in Gräften, die Bessern waren verboten, die Kirchen blieben, sobald die Messe gelesen war, den Tag über gesperrt. Kein Wunder, daß das Volk diesem ‚f. f.



Gottesdienst, wie ihn Hurter, diesem „Kanzleistil des Kirchendienstes“, wie ihn P. Zimmerkofler genannt hat, fernblieb; die Kirchen verödeten. Um aber auch aller häuslichen Andacht zu wehren, erging ein Verbot, Bücher der alten Frömmigkeit neu aufzulegen oder nachzudrucken; auf diesen Tadel kamen auch die Briefe des heiligen Franz Xaver und die Nachfolge Christi des Thomas von Kempen. Um dem Josephinismus aber auch alle Zukunft zu sichern, galt es jetzt nur noch, ungläubige Priester zu züchten. So hob das Gesetz vom 3. Februar 1785 den Eid der Theologen auf das tridentinische Bekenntnis auf, entband sie des Gehorsams gegen den päpstlichen Stuhl und verpflichtete sie bei der Promotion, die theologischen Lehrgegenstände von den schlecht begründeten Meinungen der Scholastiker wieder zu reinigen, also auch des Thomas von Aquin und Bonaventura. Was blieb da noch vom Glauben unserer Väter? Und was blieb von der großen Zeit Österreichs?

Das Ergebnis war: Das Volk, aller seiner geistigen Gewohnheiten beraubt, in seinen geistigen Bedürfnissen ungestillt, dumpf vegetierend; die Gebildeten gleichgültig, von den moralischen Betteluppen angewidert, ziellos, Spötter, zynisch, witzelnd, raunzend, sich in Genüssen betäubend, lebensleer; und manche Bischöfe jenen Ehrgeizigen und Pflichtvergessenen gleich, die der heilige Alfons von Liguori eine „Wunde der Kirche“ genannt hat, kleine Nachfahren jener Hofbischöfe der griechischen Kaiserzeit, mit denen Athanasius, Johannes Chrysostomus, Basilus der Große, Ambrosius und Eusebius rangen, Duodez-Bosses und Westentaschen-Bossuets, schwach, eitel, hinfällig, wie der Erzbischof Milde von Wien, der den Papst „seinen Collega in Rom“ zu nennen pflegte, wie der Bischof Buchmeier von St. Pölten, der einmal erklärt hat: „Für mich gibt es kein Tridentinum, ich kenne nur die allerhöchsten Erlässe“.

Die List schien gelungen. Seit der Feind, ins Innere der Kirche gedrungen, dort unter ihrem Namen sich selbst errichtet hatte, mußte da nicht alles echte Gefühl vor ihr zurückschaudern und sie meiden? Den Fragen des bangen Herzens stumm, kläglich in ihrer Leere, dem Andächtigen ein Aergernis, verrief sie den heiligen Namen, den sie trug. Der abgestandene, angeäuerte, flauwe Gäscht aus wohlfeilem Hausverstand, schmachtender Empfindsamkeit und dreister Abgötterei, der nun amtlich als katholischer Glaube verabreicht wurde, ließ die Seelen ungestillt. Wie lange noch, und sie verdurfteten? Um 1800 schien der katholische Glaube in Österreich ausgegilgt. Es war nach menschlicher Berechnung undenkbar, daß er noch einmal wiederkommen könnte. Woher auch?

Daß er wider alle menschliche Voraussicht dennoch auferstand, ist in der Tat unbegreiflich. So wenig man versteht, wie im Berlin Nicolais die Frau geboren und im Paris Holbachs erzogen werden konnte, der bestimmt war, vom stillen Münster aus den katholischen Glauben Deutschlands aufzubissen, die Fürstin Gallizin, die Freundin Fürstenbergs, Overbergs, Stolbergs und jenes Clemens August Drostke, der dann als standhaft leidender Erzbischof

von Köln das Feuerzeichen gab, so geheimnisvoll bleibt die Erscheinung des einen Mannes, an dem die österreichische Kirche aus der Asche stieg. Er war ein Priester aus Mähren, ehemals Bäcker, der heilige Clemens Maria Hofbauer. Der kam, von den Franzosen aus Polen vertrieben, 1808, sechsundfünfzig Jahre alt, nach Wien, und da hatte, wie Anton von Klincowström in seiner Biographie Friedrichs sagt, das neue Ninive seinen Jonas gefunden. Den Behörden verdächtig, arm und bloß, unbekannt in der heiteren Stadt, fing er sein Werk still zu bereiten an, dem mächtigen Sebnitzky noch sehr zum Verdrusse, dem bald der Eifer einer geheimen Gesellschaft von Studenten und jungen Beamten gemeldet wurde, mit dem Ziele, die katholische Religion wieder so in Ausübung zu bringen, wie sie in den ersten Zeiten des Christentums in Ausübung war. Der Heilige wird als ein ungezierter, schlichter, ja derber Mann geschildert, kindlich heiter, eher wortkarg, einfach fast bis zur Einfalt, in Demut ergeben, aber glühend und von einer bezwingenden Gewalt des die Herzen aufschlagenden Blicks. Wodurch er eigentlich so tief und weit gewirkt, weiß uns kein Zeitgenosse recht zu sagen, und wenn Zacharias Werner ihn mit Napoleon und Goethe verglich, so wird damit doch auch wieder nur die Macht, die von ihm ausging, ersichtlich, nicht aber, wie sie gewirkt hat. Ein großer Redner war er nicht, noch durch irdische Weisheit ausgezeichnet. Wir hören eigentlich nur immer, daß er mit den jungen Leuten gern spazieren ging, in den Prater oder auch über Land, und davon kamen sie dann wie „ganz umgewandelt“ heim. Wer aber gar bei ihm beichtete, verfiel ihm. Da war ein Student, eines angesehenen Beamten Sohn, weltlich erzogen, zum Juristen bestimmt, der sich, zunächst vielleicht mehr aus bloßer Neugierde, von einem Kameraden beim Hofbauer einführen ließ, womit „das Unglück“ begann, heißt's in einem Briefe seiner Tante. Er ging in sich, war wie verwandelt und gestand den Eltern den Wunsch, Priester zu werden, worüber seine gute Mutter so erschrak, daß sie in ihrer Verzweiflung zum Kaiser lief. Der Kaiser, ihrem Gatten für seine und der Seinen Verdienste so zugetan, daß er ihm vor Jahren schon den erbländischen Adel verliehen hatte, hörte sie gütig an und versprach, es durch die Polizei untersuchen zu lassen. Doch half auch das nichts, der Sohn blieb fest und ist dann der Kardinal Rauscher geworden, Fürsterzbischof von Wien, der Mittler des Konkordats. Da war ferner ein Professor, vordem an der Salzburger, damals an der Wiener Universität, ein typischer Josephiner recht nach dem Sinne der Zeit, bis er, schon an die fünfzig, mit Hofbauer bekannt wurde; der wendete sein Herz um, nun meinte dieser Roman Jägerle nicht mehr, „mit den Wölfen heulen zu müssen“, und hat dann als Fürstbischof von Seckau die Steiermark den Josephinern entrungen, wie Gregorius Thomas Ziegler, auch ein Jünger Hofbauers, Oberösterreich; er starb als Bischof von Linz, ihm folgte Rudigier. Hofbauer hat auch Klincowström und Friedrich Schloffer bekehrt, Grillparzers Base, Maria Rizzo, war sein Beichtkind, Clemens Brentano, Friedrich Schlegel und Dorothea, Emanuel Beith, Adam Müller und Eichendorff

ließen sich von ihm führen, auch der seltsame Philosoph Anton Günther taucht bei ihm auf und Karoline Pichler geht ihm nach wie Gerwey, der Eipeldauer. Er muß die Menschen ganz unmittelbar ergriffen haben, bloß durch die gewaltige Wahrheit seines Wesens: er sah sie an und sie glaubten. Kein äußerer Glanz war an ihm, keine Kunst der Überredung besaß er, aber der inneren Macht seiner Gegenwart widerstand niemand. Man begreift, daß er der Polizei höchst unheimlich war. Sie wußte sich gar nicht zu helfen. Mit ihm war in der ahnungslosen Stadt der Geist erschienen. Darauf konnten die Behörden nicht gefaßt sein, er ließ sich nicht verbieten, man kommt mit allen Paragraphen einem Manne nicht bei, der durch die Wahrheit seines bloßen Daseins wirkt. Sie atmeten auf, als er starb. Daß er nun erst überall im Lande zu leben begann, konnten sie nicht wissen. Von diesem Toten aus ist Oesterreich wieder katholisch geworden.

An jener Audienz der Mutter Kauscher beim Kaiser fällt auf, wie der Kaiser dabei fast verlegen scheint. Die Mutter klagt, daß ihr Sohn in die Gesellschaft des Paters Hofbauer geraten. Lassen Sie ihn dabei, antwortet der Kaiser. Er will offenbar keine Klagen über Hofbauer hören. Und da sie dennoch nicht abläßt, fragt er: „Wie waren denn die Sitten Ihres Sohnes vorher?“ Und schließlich weiß er sich und ihr keinen anderen Rat, als daß er verspricht, es durch die Polizei untersuchen zu lassen. Man hat den Eindruck, daß er dem Heitigen geneigt ist, doch ohne den Mut, für ihn einzustehen. Wie man überhaupt den Eindruck hat, daß er, josephinisch aufgewachsen, um 1809 herum selbst innerlich ein anderer wird, aber nach außen hin, durch Furcht oder Scham geschwächt, nichts davon merken lassen will. Die Not der Zeit mag ihn ins Herz getroffen haben, aber der Stimme seines Herzens zu folgen, hat ihm die Kanzlei nicht erlaubt. Er tastet nirgends den Josephinismus an, wenn er ihn auch in der Ausföhrung sachte zu lindern zuweilen schüchtern versucht. Das Oesterreich der Restauration, das Oesterreich der heiligen Allianz bleibt josephinisch. Immer wieder sucht der Kaiser einen Weg nach Rom, doch scheint er zu meinen, auch der josephinische führe dahin. Vielleicht hat Görres an Franz und Metternich gedacht, als er in seinem Athanasius schrieb, daß „zwischen Christus und Bellial eine rechte Mitte nicht wohl zu finden ist, obgleich die meisten unserer Staatsmänner unausgesetzt nach ihr suchen“. Franz hat seit 1810 immer wieder mit dem Papst unterhandelt, zuletzt noch in den dreißiger Jahren durch den mächtigen Aristaces Azaria, den Erzbischof von Casarea und Generalabt der Mechartisten in Wien. Es blieb vergeblich, die Kanzlei war stärker als der Kaiser. Sterbend hat er Metternich noch: „Ich lege meine Ruhe im Grabe in Ihre Hände.“ Aber der Kanzler war ohnmächtig wie der Kaiser. Auch Metternich, selbst dem romantischen Kreise geistig nahe, konnte den Kanzleisinn nicht brechen.

Indessen nahmen die Jünger Hofbauers still die Herzen ein, und seine Saat ging auf.

## 2.

Hofbauers Jünger, Gregorius Thomas Ziegler, der vierte Bischof von Linz, starb am 15. April 1852, zweiundachtzig Jahre alt. Ihm folgte der Brixener Domherr und Regens Franz Joseph Rudigier auf den Stuhl. Der Ruf hoher Würdigkeit ging ihm voraus, der Segen seiner Werke blüht ihm heute noch nach.

Er war im Montafoner Thal zu Parthenen geboren, einem Dörfchen aus hölzernen Häusern, 1074 Meter über dem Meer, acht Gehstunden von Bludenz. Der Vater ein kleiner Bauer, Mauteinnehmer nebenher und Flickschuster, die Mutter eine Frau von strenger Frömmigkeit mit versommenen Augen, harten, fast männlichen Zügen und scharf gezogenen, dünnen, gramvollen Lippen, er selbst das jüngste von acht Geschwistern, das, aufgeweckt, wohlgelaunt, bald ein eifriger Ministrant, schon 1823, noch nicht zwölf Jahre alt, zu seinem geistlichen Bruder nach Schruns kam, um dort den Winter über fleißig zu lernen, im Sommer aber immer wieder auf der Alm auszuhelfen. Nach zwei Jahren ging er an das Gymnasium in Innsbruck, trat 1831 ins Seminar zu Brixen ein, wurde hier 1835 zum Priester geweiht, diente bis 1838 in der Seelsorge, kam 1838 an das höhere Bildungsinstitut zu St. Augustin in Wien, wurde 1839 zum Professor in Brixen, erst für Kirchengeschichte und Kirchenrecht, dann für Moral und Pädagogik, Ostern 1845 zum Hofkaplan und Spiritualdirektor in Wien ernannt, September 1848 als Stiftspropst, Dekan und Pfarrer nach Innichen, zwei Jahre später als Kanonikus und Seminarregens nach Brixen berufen, hier traf ihn am 4. Januar 1853 das Dekret mit seiner Ernennung zum Bischof von Linz. Die allerhöchste Entschliesung war vom 19. Dezember 1852 aus Berlin datiert, weshalb ihn sein Jugendfreund Fessler gern scherzend einen lutherischen Bischof hieß.

Schweren Herzens trat er sein Amt an. Ihm war von Jugend auf eigen, sein Leben selbst zu führen, er ließ sich niemals treiben, er setzte sich immer selbst mit seiner ganzen Kraft ein. Aus der Innsbrucker Zeit sind Hefte des Knaben erhalten, Zeugnisse der Strenge, mit der er, sich niemals genügend, immer wieder Gericht über sich gehalten hat; er hat sich nichts leicht gemacht. Aber seiner unerbittlichen Vernunft war ein sehr empfindliches Ahnungsvermögen beigegeben, er sah hell. Als er auf seiner ersten Fahrt nach Wien zum erstenmal in Linz war und auf den Freimberg ging, um dort in der Kirche der Jesuiten die heilige Messe zu lesen, kam im Anblick der zu seinen Füßen weiter an den glänzenden Strom gelehten Stadt, in der er dereinst so Bitteres leiden sollte, eine unerklärliche Behmut der Seele über ihn, die nur allmählich erst in einer tröstlichen Unterredung mit dem Rektor des Kollegs wieder von ihm wich; „erbaut, getröstet und gestärkt, trat ich dann wieder den Rückweg nach Linz an“, hat er fast fünfzig Jahre später erzählt. Ein warnendes Vorgefühl, zu großen Pflichten, großen Leiden auserwählt zu sein, verließ ihn nicht; er war immer in der Vorbereitung auf sie, sie fanden ihn gewärtig. Zum Bischof ernannt, rief er



in Brixen zum Abschied noch einmal seine Alumnus um sich, hieß diesen Tag einen der schwersten seines Lebens und gedachte der Rede des heiligen Paulus an die Ältesten von Ephesus, bevor er nach Jerusalem ging, ahnend, daß seiner dort nichts Gutes warte. „Wie Paulus zu Ephesus drei Jahre wirkte, so habe ich auch bereits drei Jahre hier im Seminar unter Ihnen gewirkt. Nur kann ich mir nicht das Zeugnis geben, welches sich der Apostel gegeben hat. Ich bekenne vor Gott dem Allmächtigen, daß ich zu wenig gebetet, zu wenig gearbeitet habe. Ich werde deshalb unter Abbetung des Miserere die Schwelle dieses Hauses verlassen. Auch ich gehe nach Linz alligatus spiritu wie der Apostel nach Jerusalem. Glauben Sie mir, meine Liebersten, nie würde ich gewünscht haben, Sie zu verlassen, hätte ich nicht den mir gewordenen Ruf als den Ruf Jesu Christi anerkannt. ‚Vado Jerusalem et quae in ea sint ventura mihi ignorans.‘ Ja, meine Herren, ich gehe nach Linz. Auch ich weiß nicht, was mich dort erwartet. Komme aber, was da wolle, so bin ich nicht gesonnen, mich beugen zu lassen. Ob aber mein Wille ins Werk gesetzt werde, hängt von Gott ab, der das Vollbringen gibt. Beten Sie daher, meine Herren, daß er mir zur Verwaltung des hohenpriesterlichen Amtes über Hunderttausende von Seelen seine allmächtige Hilfe nicht entziehe.“ Das war nicht bloß aus einer bloßen Stimmung, aus einer Laune des Augenblicks gesprochen. Die ersten Worte des neuen Bischofs von der Kanzel des Linzer Doms haben denselben Ton: „Ich komme in der aufrichtigsten Absicht, auch ein guter Hirt zu sein, für den obersten guten Hirten unter euch zu arbeiten. Ich will beten für euch, arbeiten für euch, leiden für euch nach seinem Beispiele. Ja, beten will ich für euch alle Tage, daß der Herr niemand von denjenigen, welche er meiner Hirtenfürsorge anvertraut hat, verloren gehen lasse. Und arbeiten will ich für euch als ein guter Kriegsmann Jesu Christi. Ich will lehren sein Evangelium, will verwalten die Geheimnisse seines Reiches, will wachen über euch, befestigen die Guten, will bitten, ermahnen, zurechtweisen die Irrenden und will überhaupt die Werke desjenigen vollziehen, der mich gesandt hat, solange es Tag ist, solange Leben und Kraft dauert. Und leiden will ich für euch. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Wenn ich mit meinem Leben eine Seele retten kann, so will ich es geben. Als Paulus über Milet nach Jerusalem reiste, sprach er zu den Ältesten: „Ich gehe nach Jerusalem und weiß nicht, was mir da begegnen wird. Nur das sagt mir der Hl. Geist, daß Trübsale meiner warten. Aber nichts fürchte ich. Ich schätze mein Leben nicht höher als mich, wenn ich nur meinen Lauf vollende und den Beruf erfülle, den ich vom Herrn Jesu empfangen habe.“ Es bedarf für einen Bischof, welcher seine Pflicht tun will, keine übernatürliche Offenbarung, um einzusehen, daß er in seinem Amte leiden müsse. Ich bin mit der festen Überzeugung nach Linz gegangen, daß ich ein schwereres Tagewerk übernehme, daß ich vieles leiden werde. Aber ich will leiden. Es gehört wesentlich zu meinem Berufe. Wenn ich nur meinen Beruf vollende, will ich keine Leiden für zu schwer ansehen.“ Und eine



Michelangelo/Die cumäische Sibylle



Woche später schrieb er nach Brixen: „Am 12. d. M. habe ich aufgehört, Domkapitular von Brixen zu sein, da ich an diesem Tage mittels feierlicher Inthronisation die neue Pfründe übernahm, zu welcher der Herr mich berufen hat. Ich stelle daher in der Anlage dem hochwürdigsten, innigst verehrten Domkapitel das große Kapitellkreuz zurück, das ich am 23. September 1850 empfangen habe, und Gott weiß es, bis ans Ende meines Lebens viel lieber getragen hätte, als das bischöfliche Pectorale, das sie mir vor 14 Tagen umgehängt haben.“ Und noch aus seinem ersten Hirten schreiben, das er am Feste Mariä Lichtmess 1854 erließ, tönt es ebenso: „Ja, Vielgeliebte, ich kam zu Euch im Namen Jesu Christi . . . Ich will mit diesen Worten vor allem sagen, daß es Jesus Christus sei, der mich zu Euch gesendet hat. Der fromme, eifrige und liebenswürdige Bischof Gregorius Thomas, der durch 26 Jahre euer treuer Oberhirt gewesen, ist am 15. April 1852 von dem ewigen guten Hirten Jesus Christus zum Lohne für seine Arbeiten und zur Ruhe von seinen Mühen in ein besseres Leben hinübergerufen worden. An seiner Stelle hat mich dieser ewige Hirt zu eurem Oberhirten gesetzt. Das ist meine feste Überzeugung, daß Er mich setzte; ich habe mir nicht selbst diese Würde genommen, sondern nur weil ich mich von Gott berufen glaubte wie Aaron. Ich zitterte, als ich hörte, daß bei Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles von Linz an mich gedacht werde; wohl bewußt meiner Schwäche und Armseligkeit, wohl kennend die hohe Würde und die furchtbare Bürde des bischöflichen Amtes, eine Bürde, die auch für Engelschultern furchtbar wäre, und erwägend die ungeheure Rechenschaft, die einem Oberhirten von mehr als siebenmalshunderttausend durch das kostbare Blut Christi erlösten Seelen bevorsteht, erschauerte ich in meinem Innersten bei dem Gedanken, daß ich dieses Amt übernehmen sollte; und so wie ihr, Vielgeliebte, von dem Tode eures Bischofes an um einen würdigen Nachfolger desselben gebetet habet, so habe auch ich von jener Zeit an alle Tage gebetet, daß er der verwaisten großen Heerde einen Mann nach seinem Herzen zum Hirten geben und an mir diesen Kelch, wenn es anders möglich sei, vorübergehen lassen wolle. Er ließ ihn aber nicht vorübergehen. Seine apostolische Majestät unser allergnädigster Kaiser hat kraft des ihm zustehenden Rechtes am 19. Dezember 1852 mich zum Bischof von Linz ernannt; mein damaliger hochwürdiger Bischof Bernard von Brixen, durch seine amtliche und persönliche Stellung für mich der vorzüglichste Dolmetscher des göttlichen Willens, hat mich zur Annahme dieses Amtes ermuntert, der heilige Vater in Rom, der Nachfolger des Apostelfürsten Petrus, hat mich am 10. März v. J. in demselben bestätigt, und sein Nuntius in Wien, der hochwürdigste Herr Cardinal-Erzbischof Viale-Prelá, hat mich am 5. Juni desselben Jahres, als am Feste des heiligsten Herzens Jesu und dem Gedächtnistage des Apostels der Deutschen, des heiligen Bonifacius, zum Bischof consecrirt. So bin ich euer Bischof geworden, bin es lediglich deswegen geworden, weil nach meiner innigsten Überzeugung der Herr, der bei seiner Kirche fort-



während als unsichtbares Oberhaupt bleibt, es so wollte, und nicht weil ich es so wollte. Die Lage, in welche meine Ernennung fiel, waren die härtesten meines Lebens. Ich übernahm das Amt, weil ich Gottes Ruf zu hören glaubte; ich übernahm es mit der Überzeugung, daß derjenige, der einst arme Fischer zu seinen Aposteln machte, abermals, was vor der Welt töricht ist, erwählt habe, um die Weisen zu beschämen und das Geringe vor der Welt und das Verachtete und das, was Nichts ist, gewählt habe, um das, was Etwas ist, zu nichts zu machen. Ich konnte dem Herrn auf seinen Ruf nur antworten: Hier bin ich, siehe, ich komme, um deinen Willen zu tun. So kam ich also im Namen Jesu Christi zu euch.' So steht er immer schon gleichsam im Angesichte seines Schicksals. Es ist schon vor ihm da, und er streckt sich ihm entgegen, nicht abwehrend, sondern mit offenen Armen es aufzunehmen bereit. Leid schreckt ihn nicht, nur bange wird ihm oft, ob er denn der großen Stunde, die ihn erwartet, auch würdig sein wird. Lieber sterben als verfehlen! Schon bei seiner Ankunft auf oberösterreichischer Erde war das gleich sein erster Gedanke, da sprach er im Dechantshofe zu Enns: Ich betrete nun meine Diözese. Vor etwa einer Stunde auf dem Strengberge wäre bald der Wagen durch das Scheuwerden eines Pferdes gestürzt und hätte mich vielleicht getötet. Ich hätte gewünscht, daß er mich zermalmt, wenn ich wüßte, daß ich kein guter Bischof würde.' So laut schlug ihm das Herz in der gewaffneten Brust.

Still ging er in Demut ans Werk. Am 1. August 1854 schrieb Pius X. ein Jubiläum aus, am 8. Dezember 1854 wurde die dogmatische Definition der Unbefleckten Empfängnis Mariä, am 1. Mai 1855 der Entschluß des Bischofs von Linz verkündet zum ewigen Gedächtnisse daran in seiner Stadt aus freiwilligen Gaben einen neuen Dom aufzuführen, und am 1. Mai 1862 sein Grundstein, auf dem Ölberg, am Grab Mariens, unweit der Marienquelle gebrochen, vom Bischof, nachdem Salz und Wasser wie der Ort des Kreuzes geweiht und die Urkunde unterschrieben worden, in den Granit versenkt, unter den Klängen der vom Domorganisten Anton Bruckner dargebrachten Kantate; Baumeister war, von Eduard Steinle empfohlen, Vinzenz Staz aus Köln am Rhein, als Kirchenbaumeister seit lange weit und breit bekannt und als Mithelfer am Kölner Dome mit der altdeutschen Bauart vertraut, für die sich der Bischof entschieden hatte, weil er fand, daß keine andere, ein Gotteshaus so feierlich und ehrwürdig macht', denn da 'ist alles sinnreich, alles deutet auf das Heilige, Himmlische hin und zieht die Herzen nach oben'. Drei Tage, bis tief in die Nacht, wurde da der Platz nicht leer; Landvolk oder städtisch, wollte jedes insgesamt, Mann und Weib und Kind, seinen Hammerschlag tun, ja viele boten sich an, gleich Hand ans Werk zu legen, und hätten am liebsten, wie der hl. Franziskus einst tat, selber Stein für Stein auf ihren Schultern gebracht. Damals hat der Bischof die Liebe seines oberösterreichischen Volkes in allen Augen leuchten gesehen. Leicht ist die nicht zu haben, denn das sind harte Menschen von argwöhnischem Sinn und überlegen es sich

dreimal, bevor sie zutrauen, und warten dann erst noch ein Jahr oder zwei, bis sie's zeigen, wenn sie sich's nicht im letzten Augenblick noch wieder lieber anders überlegt haben. Aber der Bischof hatte sie jetzt. Und wer sie hat, kann sich verlassen. Sie fühlten, daß er vom selben Holze war. Hart wie sie, rechtsinnig und geradezu. Wenn ihnen anfangs seine Borarlberger Rede fremd klang, fast schulmeisterlich und, gar für Innviertlerohren, etwas geziert, sie merkten doch bald, daß er innerlich ihre Mundart sprach. Und er war auch für jedermann zu haben, wie gering sich auch einer trug, er sah nicht auf das Kleid, der Bischofshof stand allen offen und wer immer kam, Knecht, Handwerker oder armer Student, dem wurde, wenn der Bischof gerade keine Zeit hatte, zunächst eine Tausche vorgelegt, solange bis der Bischof selber erschien und ihn anhören und ihm ein Andenken, ein frommes Buch oder ein Heiligenbild mitgeben konnte. Wer aber nicht zu ihm kam, zu dem kam er: Jahr für Jahr ist er von Pfarre zu Pfarre gereist, bis er alle kannte; 835 mal hat er in den 32 Jahren seiner Regierung das Land visitiert. Und wenn seine mächtige, Hochragende Gestalt, die Würde seines Wesens, sein durchdringender Blick Ehrfurcht geboten und so einem einfältigen alten Weiblein zuweilen schon anfangs vor ihm etwas sonderbar zu Mute war, der milde Glanz seiner unvergeßlichen blauen Augen schmolz jede Scheu hinweg. Gar aber die Kinder erkannten überall gleich sein Herz. Er ist ein großer Kinderfreund gewesen, und wenn eins gar nichts wußte, so daß der arme Lehrer schon in tausend Angsten vor dem visitierenden Bischof war, brauchte dann nur dieser selbst es zu prüfen und gleich ging's wie am Schnürl, und was er es auch fragte, es war nicht mehr um Antwort verlegen, Liebe weckt alle Kinder auf.

Das Land wußte bald, was es an seinem Bischof hatte. Und auch in der braven Stadt Linz war man stolz auf ihn, wenn er auch freilich da nicht jedem gefiel. Linz war damals ein Landstädtchen, das eben erst behutsam sich ein wenig zu strecken begann. Nur die ganz Geschickten merkten das schon und witterten ein Geschäft dabei. Das wollten sie nun aber schön still unter sich machen und nicht gestört werden und mit niemand teilen. Es galt die Macht über die Stadt an sie, die studierten Herren, zu bringen. Jene Zeit hatte ja den Aberglauben, daß der Jurist alles kann. Diesen Juristen nun, die sich schon als Regenten sahen, war der Bischof von Anfang an nicht recht geheuer. Seine Tugenden konnten sie nicht leugnen, sie hatten aber nicht viel Verständnis dafür, sie fanden, er passe damit in die neue Zeit nicht. Und gerade daß sich hoher Verstand, fester Wille, großer Sinn ihm nicht absprechen ließen, verdroß sie; derlei sollte für sie reserviert bleiben. Es ging ihnen nicht zusammen, daß einer klug und stark sein könnte und dennoch fromm. Das stimmte mit ihrer Denkart nicht. Aller Heiligkeit war da doch ein für allemal die Simplizität zum Aufenthalt angewiesen. Frommer Einfalt, so von der halb komischen, halb rührenden Art des Klosterbruders im Nathan, ließ man es an wohlfeilen Ehren nicht fehlen. An Schwärmern, Empfindlern, Schmerzgebeugten, an

Kindern, blutleeren Frauen, verfallenen Greisen, an allen irgendwie defekten, noch nicht oder nicht mehr ganz richtigen Exemplaren der Menschheit schien ihnen Andacht verzeihlich, der Schwäche stand sie gut. Aber dieser hochgelehrte, kraftvolle, weltfluge, beredte, kunstverständige, willensstarke Bischof war doch die leibhaftige Widerlegung ihres Lehrsatzes, daß in der heutigen aufgeklärten Zeit nur beschränkte Köpfe von kurzem Verstande noch an dem Glauben der Väter hingen. Da sie seinen Intellekt nicht verdächtigen konnten, noch sein Wissen, noch seine Rechtschaffenheit, aber unfähig waren, sich vorzustellen, es könnte jemand innerlich anders gewachsen sein als sie, hieß es schließlich, ihm sitze bei aller Bildung halt doch immer noch der Bauer im Nacken, was auch seine Volkstümlichkeit erkläre, die Mostschädel spürten eben die geistige Verwandtschaft heraus, er sei ja genau so störrisch und stüzig wie sie. Denn diese studierten Herren der Stadt waren meistens landfremd und auf das Volk nicht gut zu sprechen; es gehört zu den Eigentümlichkeiten der österreichischen Provinz, daß sie gern von ‚Zugereisten‘ befehligt wird. Und jener Vorwurf der Rechthaberei war ganz ehrlich gemeint, sie konnten sich darauf berufen, daß es, bei Verhandlungen mit dem Bischof, so sanft, geduldig und begütigend er sich auch zeigte, doch immer eine Grenze gab, an der er dann auf einmal sich zuzuschließen schien, plötzlich starr war und fortan gegen jedes Argument taub blieb. Er ließ sich auf ihre Beredsamkeit nicht weiter ein und hatte für ihre dialektischen Künste nur noch immer wieder dasselbe steinharte Nein. Sie bewiesen ihm, er müsse, und wurden heftig, wenn er es dabei bewenden ließ, er könne nicht. Sie schlossen daraus, er sei, wie man immer auch seinen hohen Verstand rühme, dennoch im Grunde borniert, oder manche gar in ihrer Wut, er sei von arger, heimtückischer Hinterlist, und alle die Güte, Milde, ja Kindlichkeit seines menschenfreundlichen Wesens nur Maske. Daß ein ganz echter Mensch innere Sicherheiten hat, die tiefer liegen, als sein eigener Verstand reicht, daß er im Gefühl dieser Sicherheiten zur Entscheidung erst keinen Beweis mehr braucht, daß er sich eben in diesen Sicherheiten mit der ewigen Macht verknüpft, von der ewigen Macht gelenkt weiß, das konnten sie nicht ahnen, dahin ihm nicht folgen. Sie blieben an der Fläche, er sprach aus der Tiefe, da war keine Verständigung möglich. Er hatte von Jugend auf nach dem Einen getrachtet, das not ist; seit er es hatte, war das für ihn das Maß der Welt. Sie verlangten nur immer, wußten aber im Grunde gar nicht, was sie verlangten, sie verlangten bloß aus Verlangen, und so verlangten sie nur immer noch mehr und hatten doch nie genug. Denn wenn man noch so viele Relativitäten noch so lange summiert, kommt noch immer das Absolute nicht heraus. Wer aber einmal im Absoluten steht, hat auch alle Relativitäten daran, nur daß er jetzt freilich keine von ihnen mehr braucht. Nichts braucht er jetzt mehr, die Welt kann ihm nichts mehr geben noch nehmen. Wen soll fürchten, was noch begehren, wer die Wahrheit hat? Was will, wer das Ewige berührt, noch in der Zeit? Wenn er sich dennoch mit ihr wieder einläßt, so doch gewiß nicht um seinetwillen,

für den sie nichts mehr hat. Es kann nur noch der anderen wegen geschehen und die Liebe muß überwältigend sein, die ihn aus den Armen Gottes reißt, und wieder in die Finsternis herab, aus Erbarmen mit den Brüdern, die dort zurückgeblieben sind, und um jetzt auch sie zu holen. Wenn uns der Anblick des Entrückten, des auf Erden schon in Gott Versenkten, der, mit dem Leibe noch unter uns, im Geiste schon drüben lebt, tief erschauern läßt, ist unserm dankbaren Herzen jenes andere Geschlecht von Heiligen doch näher, das uns niemals vergessen kann und immer aus seinen seligen Wohnen in unser Elend wiederkehrt, mit uns zu leiden, uns zu trösten, für uns zu kämpfen, das Geschlecht der Helden Gottes in der Welt, das den noch vom ewigen Glanze trunkenen Blick nun wieder auf den Staub kehrt, wie die hl. Katharina von Siena, wie die hl. Theresia, wie der hl. Ignatius. Ihnen ging Rudigier nach. Davon bemerkten aber die Linzer Stadtregenten nichts, und hätten sie's bemerkt, es wäre ihnen ‚übertrieben‘ vorgekommen. Sie hatten nicht das Augenmaß für ihn. *Comprendre c'est égal*. Nur gleich und gleich versteht sich. Wie sie waren, mußten sie zwar zugestehen, daß er über ihnen stand, durch eine wunderbare Kraft des Geistes und des Willens sichtbar ausgezeichnet, aber das verlangten sie sich doch eigentlich ja gar nicht, es war ihnen eher unbequem, es störte sie, denn er ging unter ihnen als ein lebendiger Vorwurf für all ihr Tun und Trachten um. Sie hätten sich vor ihm nur retten können in Hingebung und Liebe. Da sie diesen Ausweg nicht fanden, mußten sie, zur Nacht gelangt, sich auf ihn stürzen, dessen bloße Gegenwart eine beständige Drohung für sie war.

Hier stand nicht bloß ein Zeitalter wider das andere: Den letzten Ausläufer des von Verstandeswut delirierenden 18. Jahrhunderts gegenüber ein Vorläufer des zwanzigsten, das wieder in Demut an den Tisch der ewigen Wahrheit drängt. Es stießen auch zwei geistige Rassen aufeinander, die sich vom Anbeginn der Zeiten her befehden: die nur äußere Sinne hat und darum das irdische Leben beim Wort, ja buchstäblich nimmt, und die andere, der, weil sie mit den Augen des inneren Sinnes auch das Unsichtbare berührt, alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist. Und endlich war hier über einförmigen, ratlosen, an Worten hängenden, mühsam unvermögenden, vom Gefühl ihrer Verlassenheit erschreckten Menschen der mittleren Art ein hochgeborener erschienen, einer von den Gewaltigen, die sich ihr Leben aus eigener Macht gestalten, ein irdisch unbedingter Mann.

Sein Dasein war ihnen bedrückend. So hoben sie den Schild der Freiheit gegen ihn. Aber es sollte sich bald herrlich offenbaren, welche Freiheit sie meinten.

Er aber hat gewiß, was kam, immer schon kommen gesehen und vielleicht, als es kam, aufatmend in seinem Herzen frohlockt wie jener andere große Bischof seiner Zeit, Clemens August von Köln, der, in Banden geschlagen, ausrief: Gelobt sei Jesus Christus, jetzt geschieht Gewalt!

(Schluß folgt.)